

maßregel aufgefaßt wird, sondern aus echtem und ursprünglichem eschatologischen Geiste stammt.

Es wird Aufgabe der ostkirchlichen Studien sein, den soziologischen wie individualpsychologischen Auswirkungen dieser eschatologischen Grundhaltung in der Geschichte und im praktischen Leben der Ostchristenheit nachzugehen. Dabei wird sie, wie wir schon aus den bisherigen Forschungen wissen, auf Buß- und Lebensformen stoßen, die sich bis zur „Torheit um Christi willen“ steigern und deswegen in Gefahr kommen, von den westlichen Christen als weltfremd und absonderlich verurteilt und abgelehnt zu werden. Aber, so fragt Prof. W. mit Recht, können nicht gerade solche vielleicht zu extreme Verhaltensweisen zur kritischen Wertung ihrer eigenen, oft sicher stark verweltlichten Existenz führen und können sie ihr nicht eine Aufmunterung zur Rückbesinnung auf das Wesentliche, wahrhaft Christliche sein? Die eschatologische Ausrichtung der einzelnen Gläubigen und der kirchlichen Gemeinden sind unentbehrliche Bestandteile des christlichen Seins, und keine Zeit der Kirchengeschichte dürfte sich im vollen Sinn des Wortes als christlich bezeichnen, wenn in ihr nicht die Erwartung auf die Wiederkunft des Herrn lebendig wäre. Darum wird kein aufgeschlossener Westchrist leugnen, daß gerade hier das christliche Abendland vom Morgenland außerordentlich viel lernen kann.

Mit diesen grundsätzlichen Feststellungen und Forderungen hat Prof. W. den ostkirchlichen Studien einen Weg gewiesen und ein Arbeitsprogramm vorgezeichnet, das alle Freunde und Förderer der christlichen Union von Herzen begrüßen und mit ihrem Gebet unterstützen werden. Der gegenwärtige Leidenszustand der östlichen Christenheit darf uns nicht dazu verleiten, von der „ostkirchlichen Bewegung“ pessimistisch zu denken. Nur der Geist Gottes sieht die künftigen Geschehnisse der abendländischen und morgenländischen Kirche voraus und bestimmt und bedingt den Zeitpunkt ihrer endgültigen Vereinigung. Unsere Pflicht ist es, auf beiden Seiten nach bestem Wissen und Gewissen zu geben und zu empfangen und so von unserer Seite dazu beizutragen, daß „alle eins werden“. Was die Erfüllung dieser Bitte auch für den Frieden in der Welt bedeuten würde, liegt auf der Hand. Wir betrachten es daher als ein glückverheißendes Zeichen, daß gerade jetzt an der Universität Würzburg ein Lehrstuhl für „die Kunde des christlichen Ostens“ eingerichtet und Prof. W. zu dessen ersten Inhaber berufen wurde. Ad multos annos!

Der Christ und die Freude

Von Franz Hillig S. J., München

Daß der Christ von jenseitigen Freuden träume, gesteht ihm mit mehr oder weniger Mitleid die ganze Welt zu. Daß er aber die irdische Freude beansprucht, scheint erstaunlich. „Meine Erdenfreude, wo bist du doch?“ fragt der neue Band der „Études Carmélitaines“ (Ma joie terrestre où donc es-tu?“ Oktober 1947, bei Desclée de Brouwer, 380 S.), herausgegeben von Fr. Bruno de Jésus-Marie o. c. d. Die Antwort lautet von der ersten bis zur letzten Seite: der Christ ist der Mensch der Freude! Ja, er allein trägt den Schlüssel zu ihrem vollen und strömenden Geheimnis in seinen Händen. Mag der Heide sich an den „nourritures terrestres“ weiden, seine Freude, so präludiert das Buch mit G. H. Chesterton, ist die Freude der kleinen Dinge. In der Tiefe erstarrt ihm die Welt zu Eis. Beim Christen aber geht es umgekehrt von den Leiden und Prüfungen der Oberfläche in die große, wachsende, wesentliche Freude hinein.

Denn Gott ist die Freude; und selbst der ernste Pascal kann sich in den glühenden Rufen des „Mémorial“, die sein Gotterleben festzuhalten suchen, nicht

fassen: „Freude, Freude, Freude; Schluchzen vor Freude!“ Die Seiten der Schrift werden aufgeschlagen, und das Lied der Schöpfungsfreude braust orgelstark empor und mitten darein das Lied der gottrunkenen Liebe: die wesentlichen, großen alttestamentlichen Akkorde. — Es folgt ein Aufsatz von Frank-Duquesne über die Freude Christi, die aus seiner Unschuld, seinem Gottvertrauen und seiner Opfergesinnung hervorgeht. Eine abgewogene Notiz des Scheutvelder P. Alois Janssens weist auf die Grenzen hin, die der Sprache einer gesunden Mariologie gezogen sind.

Gegenüber der Verdüsterung des christlichen Lebensgefühls, wie sie durch den Jansenismus über Frankreich kam und auch die großen Namen des 17. Jahrhunderts, Bérulle, Olier, Bossuet beschattet, versucht Étienne Delaruelle nachzuweisen, wie von der Frühzeit an das Hochgefühl der Erlösung und Erwählung die Gläubigen der ersten christlichen Jahrhunderte erfüllte. „Der Christ hat die Seele eines Siegers.“ Freude und Friede erstrahlen noch über dem Sterben der Blutzeugen. Bei Augustinus steht die Hochgestimmtheit in starker Spannung zum Sündenbewußtsein, aber noch ist es ein Gleichgewicht. Die nach ihm Kommenden werden es nicht immer aufrecht zu erhalten wissen.

Franz von Assisi ist nach Jahrhunderten roher Gewalt und harter Kämpfe wieder ein großer Sänger der christlichen Freude (*pauertas cum laetitia*), und auch die geistige Welt des Aquinaten ist von hellem Licht durchstrahlt: es ist eine Theologie der Menschenfreundlichkeit. Dem Pessimismus der Glaubensneuerer antwortet die frohe Gottesliebe der Teresa von Avila, eines Philipp Neri und Franz von Sales. Freilich, wer tiefer zuschaut, entdeckt zu allen Gezeiten der Kirche neben dem hellen den dunklen Strom. Immer ist christliche Theologie eine Botschaft des Kreuzes. Immer hat darum die Freude des Christen teil an der Passion des Meisters. Aber es ist die *beata passio*, und gerade aus dem Kreuz bricht die höchste Freude auf. „Das Lachen und das Kreuz“ heißt die harte Antithese des Aufsatzes von Jean Massin, der das Bekenntnis eines Leidenden ist, der sich zur Freude durchgerungen hat.

Nicht nur Mönche und Theologen schreiben in den *Études Carmélitaines*. Der zweite Teil: „Entdeckung der Freude“ wird mit dem Beitrag eines jungen Ehepaares eröffnet. Dem Vater und der Mutter strahlen die Kinder, das Heim, die Natur, die bescheidenen Dinge des Alltags das unerschaffene Licht wider. „Gott ist gut!“ ist das Facit ihrer Lebenserfahrung. Sie haben den Mut, mit Léon Bloy zu sprechen: „Alles, was uns trifft, ist anbetungswürdig“ und bekennen mit Pius XI.: „Allein der Christ kennt die volle, wahre Menschlichkeit.“ — Ein anderer Ehemann schildert die Freuden seines Familienlebens, das die Formen der katholischen Jugendbewegung fortsetzt in Gastfreundschaft, Kameradschaft und unverdrossenen Fahrten.

Als nächste sprechen zwei Ärzte: „Humanismus und Keuschheit“. Der wahrhaft männliche Mann sei der Mann, der die eheliche Treue ernst nimmt; und zügellose, unbeherrschte Erotik nur allzuoft eine Maske des Infantilismus. Die Reinheit ist das Flammenschwert, das die Freude des Paradieses aufschließt. Die höchste Freude wachse auch hier aus dem gründlichsten Sieg. — Der Schweizer Psychologe Charles Baudouin zeigt von der Tiefenpsychologie her, wie die Versteifung des Menschen in selbstischen Stolz und Geltungsdrang die Quellen der Freude zum Versiegen bringt. Unzählige moderne Menschen leiden an Minderwertigkeitskomplexen. Ihre Heilung wäre die Entspannung in der christlichen Demut.

¹ Die Art, wie der Verfasser vom „Glauben Christi“ spricht, befremdet. Auf einem beigegeführten Blatt wird er psychologisch als Vertrauen gedeutet, dem die *Visio beatifica* des Gottessohnes nicht widerspreche.

Es ist nicht möglich, dem Reichtum dieses Buches im einzelnen nachzugehen: die Berge und die Einsamkeit erschließen weitere Möglichkeiten echter und heiliger Freude. In lockerer Fügung folgen aufeinander Schilderungen, dichterische Strophen und sachliche Abhandlungen: über den Großen St. Bernhard, die Kartause und den Karmel, das Leben der Einsamkeit bei Hindus und Christen. Eine Frau, Jaqueline Vincent, berichtet von dem Experiment der Einsamkeit, dem sie sich unterzog; wie die Dinge sich verflüchtigen, und die Seele im „bewegungslosen Augenblick“ den Herrn findet.

Damit tritt das Zeitproblem in den Gesichtskreis. Régis Jolivet untersucht die Bedeutung des „Augenblicks“ bei Kierkegaard; Jacques Paliard die Beziehungen von Zeit und Ewigkeit. Wir brauchen die Ewigkeit nicht jenseits der Zeit zu suchen: „Il faut la chercher par le temps.“ Wir leben durch die Zeit hindurch ein ewiges Jetzt. Das *carpe diem* des Christen steht am Gegenpol des *carpe diem* des Genießers. Dieser verliert die Augenblicke an die Zerstreuung, während der Beter sie und sich mit ihnen in den unvergänglichen Tag Gottes hinein sammelt.

Der Spiritualität des Karmel, die in all diesen Aufsätzen nur gelegentlich anklingt, sind im letzten Teil des Bandes einige wichtige Aufsätze gewidmet. Fr. Lucien-Marie de Saint Joseph untersucht „Transzendenz und Immanenz bei Johannes vom Kreuz“. Da ist das schwere und wichtige Problem, wie die Liebe zum Schöpfer mit der Liebe zu den Geschöpfen zusammen bestehen könne. Die fast erschreckend unerbittliche Forderung des hl. Johannes vom Kreuz ist bekannt: Gott alles, das Geschöpf nichts! „Aber es handelt sich weniger darum, die menschlichen Werte absolut zu leugnen, als vielmehr ihnen die Herrlichkeit Gottes unendlich vorzuziehen.“ Es handelt sich noch weniger um einen halb mühsam gebrachten Verzicht als vielmehr um den jubelnden Aufschwung zur triumphalen Fülle des Seins, die Gott ist. Die Aszese des Heiligen ist keine düstere und negative, vielmehr eine positive und die Seele aufweitende. Gerade aus dem Mangel an tiefem Durchdrungensein von der Transzendenz Gottes erkläre sich die geringe Anziehungskraft des Christentums, die wir heute so oft beklagen. Der Karmelit wendet sich entschieden gegen die aktivistische Verflachung eines gewissen „zeitgemäßen“ Katholizismus. Es fehlten die großen Propheten, es gäbe nur noch kleine. Und diese kleinen Propheten seien zwar sehr reger und auf der Höhe moderner Reklametechnik, aber vom Glauben und von Gott sprächen sie selten. Das nervöse Getue beweise: die Zweige werden nicht mehr aus dem tiefen Gnadenstrom gespeist. Die Heilung wäre ein Leben aus ungebrochenem Glauben. Je reiner und freier der Mensch vom Geschöpflichen ist, um so beglückender wird ihn der Unendliche erfüllen.

Ein Bossuet-Text befaßt sich mit der Lehre des Areopagiten über die Unbegreiflichkeit Gottes und zeigt, wie sie mit den griechischen und römischen Vätern übereinstimmt. Die beiden letzten Beiträge handeln von dem Dunkel der mystischen Gotteserfahrung. Es geht eine große Linie von den biblischen Ursprüngen über Dionys zu Johannes vom Kreuz, und dieser selbst wieder wirkt bis in das Frankreich des 17. Jahrhunderts hinein.

Damit sind nur die Hauptthemen der 24 Aufsätze genannt, die hier gemeinsam im Zeichen des Karmel veröffentlicht sind. Sie stehen nicht immer in straffer Beziehung zueinander. Aber gerade so wird es ein Chor, aus dem das Thema des Buches in vielfachen Variationen eindrucksvoll ertönt: Der Herr ist gekommen, damit wir die Freude haben, und wem sein Christentum mehr ist als Äußerlichkeit und tote Gewöhnung, der findet in ihm ungeahnte Quellen der Freude. Der Band hält auch in der Ausstattung eine seltene Höhe und bestätigt den Ruf, den die Studien des Karmel sich errungen haben. Fotos von Yvonne Chevalier sind dem Text in einer Art musikalischer Untermalung beigelegt,

ebenso Reproduktionen nach Bildern von Christiane Mathioly, die offenbar als Ordensfrau lebt und auch einen Aufsatz über das Absolute in der Kunst beige-steuert hat.

Der 29. Kirchenlehrer

Von Ferdinand Baumann S. J., Rom

Es konnte nicht ausbleiben, daß die (am 16. Januar 1946 erfolgte) Ernennung des Heiligen von Padua (1190?—1231) zum Kirchenlehrer in der religiösen Literatur auch entsprechend gewürdigt wurde¹. — Auf deutschem Sprachgebiet ist da vor allem das Buch von Gertrud Herzog-Hauser zu nennen (Luzern, Rex-Verlag 1947), das zufällig zu einer Festgabe wurde, denn „mitten während des lang-samen Fortschreitens dieser kleinen, immer wieder durch Hindernisse des Exils unterbrochenen Arbeit wurde die Ernennung des Volksheiligen zum Kirchen-lehrer verkündigt“ (S. 68). Das Beste, was dieses Buch bietet, ist eine Zusammen-fassung des verhältnismäßig Wenigen, was wir über den neuen Kirchenlehrer wissen und was wohl sehr wenigen bekannt ist.

Der Überlieferung nach ist „Ferdinand von Lissabon“ — so hieß der Heilige nach seinem Taufnamen und Geburtsort — in jungen Jahren in das Kloster der regulierten Augustiner-Chorherren seiner Heimatstadt eingetreten, aber bald in das Mutterkloster von Coimbra übergesiedelt, wo er dann etwa neun Jahre lang theologischen Studien, besonders der Heiligen Schrift, oblag. Da kamen eines Tages Mönche mit brauner Kutte bettelnd ins Kloster, wo P. Ferdinand vielleicht gerade „Gastpater“ war. In dem nahen Klösterchen „St. Antonio“, das die fromme Gemahlin des portugiesischen Königs Alfons II. den Gefährten des hl. Franz von Assisi geschenkt hatte, war nicht genügend Platz, und so wurden sie einstweilen im Chorherrnstift untergebracht, bis sie die Reise nach Marokko antreten konnten, wo sie bald nach ihrer Ankunft um ihres Glaubenseifers willen enthaupet wurden (am 16. Januar 1220). Die Reliquien dieser 5 Märtyrer brachte Prinz Pedro, der Bruder des Königs Alfonso, in das Kloster von Coimbra zurück. So befand sich P. Ferdinand unter einem Dach mit den Reliquien der Blutzegen des Glaubens, deren franziskanische Schlichtheit und Glaubensglut er vordem bewundert hatte. Auch er wollte nun Franziskaner und Märtyrer werden, und Gott, der ihm dieses Verlangen eingab, fügte es, daß sein Prior ihm die Erlaubnis gab, zu den vor kurzem gegründeten „Minderbrüdern“ überzutreten. In bitterem Spott rief ihm einer der Chorherren zum Abschied zu: „Geh nur, geh! Du wirst schon ein Heiliger werden!“ Worauf P. Fernando erwiderte: „Wenni du einmal hörst, daß ich ein Heiliger bin, dann preise Gott!“ Dieser Abschied läßt wohl erkennen, daß P. Fernando sich mehr als die anderen um die eigene Heiligung bemüht und dadurch sich auch die Mißgunst der weniger Eifrigen zugezogen hatte. — Wie der hl. Franziskus selbst, so brannte auch Bruder Antonio — wie er von nun an hieß — vor Verlangen, sein Blut und Leben als Zeugnis seiner Liebe für Christus hinzugeben. Tatsächlich ging er auch mit einem jüngeren Bruder nach Marokko, aber Gott wollte sich des guten und großmütigen Willens seines Dieners zu anderem bedienen: Antonius wurde durch Krankheit zur Heimkehr gezwungen und auf dem Wege übers Meer nach Sizilien verschlagen. Dort hörte er von dem nach Assisi einberufenen ersten Generalkapitel der Minderbrüder; so ging er dorthin und stellte sich dann dem norditalienischen Provinzial zur Verfügung. Noch war er allen unbekannt und konnte daher ein ganzes Jahr lang in dem Klösterchen bei Forlì dem Gebete, der Buße und den bescheidensten Diensten in der Gemeinde obliegen. Erst als der Obere ihm gelegentlich einer

¹ Vgl. diese Zeitschrift 20 (1947), S. 76—78.